

## Rezensionen

Alan Frank / Patricia T. Clough / Steven Seidman (Hrsg.): **Intimacies. A New World of Relational Life.** London, New York: Routledge 2013, 279 S., \$ 95.00

Das heterosexuelle Paar und die Kernfamilie haben ihren hegemonialen Status verloren, Intimitäten, nicht Sex, nicht Liebe, nicht Ehe, nicht Familie und nicht Geschlechterrollen, stehen heute im Mittelpunkt des Beziehungslebens (3), so die Ausgangsthese des Sammelbandes *Intimacies*. Die New Yorker Herausgeber\_innen, der Psychoanalytiker Alan Frank, die Professorin für Soziologie und Women's Studies Patricia Ticineto Clough und der Soziologe Steven Seidman haben Autor\_innen versammelt, die den Wandel und gegenwärtige Phänomene neuer Beziehungsformen und Vorstellungswelten in den Vereinigten Staaten beschreiben und analysieren. Dabei wurden bewusst keine Definitionen vorgegeben, um das Thema Intimitäten für konfligierende Bedeutungen und Politiken offen zu halten (2).

Die Beiträge sind unter fünf Schwerpunkten zusammengefasst: Steven Seidman und Linda Nicholson befassen sich mit dem *Wandel intimer Kulturen*; Alan Frank, Roger Friedland und Paolo Gardinali, Leila Rupp und Verta Taylor und Daniel Shaw geben einen Einblick in *Beziehungen zwischen fluiden und soliden Intimitäten*; John Borneman, William Cornell und Joshua Gamson analysieren *Laterale Intimitäten: Geschwister, Leihmütter, Familien*; Patricia Ticineto Clough, Jeffrey Prager und Arlene Stein setzen sich mit *verstörenden Intimitäten*, mit Ängsten, Gewalt und Missachtung auseinander; Jan Kuper-smidt und Catherine Silver, Anne Golom Hoffman und Joseph Schneider schließlich widmen sich Fragen einer *Phänomenologie*

*der Intimität*. Im Folgenden zeige ich an einigen ausgewählten Beiträgen, worin Autorinnen und Autoren dieses Sammelbandes in ihren Erkundungen von Intimitäten das »Neue« sehen und welche Bedeutung sie Geschlecht und Geschlechterverhältnissen beimessen.

Steven Seidman versteht in seinem Essay *State and class politics in the making of a culture of intimacy* Intimität als eine historisch spezifische Art emotionaler und sozialer Nähe (13). Seine Skizze des Wandels intimer Kulturen schlägt einen Bogen von der Viktorianischen Zeit, in der die Ehe als staatlich privilegiertes gender-basiertes hierarchisches Statusregime die Erfüllung von Geschlechts- und Familienverpflichtungen und die Sicherung der häuslichen und sozialen Ordnung garantieren sollte, zum 21. Jahrhundert, in dem aus der staatlich flankierten legalen und moralischen ehelichen Einheit immer mehr eine private Assoziation zweier gleichberechtigter Personen wird, die nach Selbstverwirklichung und intimer Solidarität streben. Aus einer ehezentrierten Ordnung mit festgelegten Geschlechterrollen entwickelt sich eine beziehungsorientierte intime Kultur freier Individuen. Kommunikation und die Fähigkeit, sich auszudrücken und mit Gefühlen umzugehen, gewinnen enorm an Bedeutung.

Klassenpolitiken haben in diesem neuen Zeitalter der Beziehungen (22) nicht an Relevanz verloren, auch wenn an die Stelle der Ehe als Statusregime zunehmend die Stärkung des Individuums als *intimate citizen* getreten ist. Die Chancen, neue Freiheiten wahrzunehmen, bleiben ungleich verteilt. Bei der Durchsetzung der neuen Idee und Norm von Intimität spielt das Mittelklassensegment der Baby-boomer die führende Rolle. Sie haben mit

lesbisch/schwulem Aktivismus, Feminismus, Gegenkulturen und einer Offenheit für therapeutische Ideen eine neue, liberale Kultur der Intimität vorangebracht, die durch Merkmale wie Verletzbarkeit, Offenheit für Gefühle, Gleichheit und geschlechtliche Flexibilität/Variabilität gekennzeichnet werden kann. Die Debatte um Intimitäten als »neue«, sich unterscheidende Beziehungskultur geht, so Seidman, auch auf das Interesse dieser Schicht zurück, sich als soziale Autorität zu etablieren.

Die Historikerin Linda Nicholson kennzeichnet in *Let me tell you who I am. Intimacy, privacy and self-disclosure* Intimität durch Selbstenthüllung (*self-disclosure*): Wie nahe wir anderen sind, wird danach bemessen, wieviel wir von uns selbst preisgeben. Nicholson zeichnet die Entwicklung von einem durch Konventionen geprägten Selbst des 19. Jahrhunderts zum sich in therapeutischen Settings enthüllenden psychologischen Selbst zu Beginn des 20. Jahrhunderts nach. Mit der Übernahme psychologischer Selbstreflexion und Selbstenthüllung in Alltagspraxen entstand in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein populärkultureller Diskurs der Intimität (37), bei dem prinzipiell gleichberechtigte Beteiligte durch die Bearbeitung von Glaubenssätzen und Gefühlen Beziehungskonflikte zu lösen versuchen. Kommunikation und Selbst-Enthüllung werden zum Mittel und zum Maß emotionaler Nähe. Mit einem erweiterten Politikverständnis und *consciousness raising groups* spielte die neue Frauenbewegung eine entscheidende Rolle bei der Lösung der Selbst-Enthüllungspraxis aus der Privatheit und der Entstehung neuer Intimitäten. Nicholson versteht diese Entwicklung als Formenwandel und nicht pessimistisch als »Erosion«.

Leila Rupp und Verta Taylor gehen in *Queer girls on campus: New intimacies and sexual identities* der Frage nach, wie sich das

sexuelle Selbstverständnis junger Frauen verändert hat. Sie beobachten eine Zunahme gleichgeschlechtlicher Beziehungen und fluiden Identitätswürfe. Was meinen Studentinnen, wenn sie sich als »fluide« oder »pansexuell« bezeichnen? In den 94 Interviews, welche die Autorinnen zwischen 2006 und 2012 an der University of California in Santa Barbara geführt haben, kamen vor allem drei Themen auf. Zum einen wurden mit »Fluidität« oder »Pansexualität« wechselnde physische und emotionale Anziehungskräfte bezeichnet, gegenwärtige und künftige Intimitäten wurden als offen und veränderlich beschrieben. Zum zweiten ging es um Identitäten: Sich als »bisexuell« zu bezeichnen, wurde als irgendwie falsch empfunden, weil es binäre Sexualitäten voraussetzt. »Lesbisch« erschien den Studentinnen als zu rigide (92). Schließlich, so das dritte Thema, ging es um die Möglichkeit, jemanden anziehend zu finden, die/der in keine Kategorie fällt. Die Vorstellung grenzenloser Anziehungskräfte wurde nicht unbedingt gelebt. Im Alltag blieben binäre Geschlechternormen wirkmächtig – das ist ein weiteres interessantes Ergebnis dieser Studie.

Der Soziologe Joshua Gamson stellt in seinem Beitrag *The belly mommy and the fetus sitter* eine in mehrfacher Hinsicht neue Familie vor. Sie besteht aus ihm selbst, seinem Partner und zwei Töchtern sowie zwei Leihmüttern. Die erste Leihmutter war eine gute Freundin (»belly mommy«), die zweite wurde über eine Vermittlungsagentur gefunden und mit der Austragung der Schwangerschaft beauftragt. In beiden Fällen wurde für die Austragung der Schwangerschaft Geld gezahlt. Bei der Entscheidung, das erste Kind durch eine Freundin austragen zu lassen, spielte nicht nur ein für beide Seiten glücklicher Zufall eine Rolle, sondern vor allem, dass dem Autor eine Kommodifizierung seines Kindeswunsches äußerst suspekt war.

Zwei Jahre später, beim zweiten Kind, entschieden sich er und sein Partner für eine anonymere Marktlösung. Sie vertrauten der Leihmutter, die bereits mehrere eigene Kinder hatte und ihre Aufgabe als eine Art Babysitting verstand (»fetus sitter«), das werdende Kind an und begleiteten die Schwangerschaft weit weniger intensiv als beim ersten Mal. Heute ist der Kontakt zur zweiten Leihmutter nur noch lose. Die Verbindung zu der ersten Leihmutter ist eng geblieben. Ambivalenzen und Widersprüche im Verhältnis von Markt und intimen Beziehungen sind, so Gamson, letztlich positiv zu bewerten. Sein Fazit ist optimistisch: Der Markt rahme intime Beziehungen, determiniere sie jedoch nicht. Auch unter Marktbedingungen würden neue Beziehungen hergestellt, alte vertieft, Intimitäten einerseits zwar ausgelagert, andererseits aber auch erweitert.

Um Anerkennung und die Herausbildung neuer Beziehungen und normative Veränderungen geht es schließlich auch Arlene Stein in ihrem Beitrag *Who's your daddy? Intimacy, recognition and the queer family story*. Sie und ihre Partnerin entwickelten Strategien, um ihren Sohn bei seinem Weg durch heteronormative Vorprägungen und Erwartungen zu unterstützen. Sie legten z.B. ein Fotoalbum an, das sie *The Story of Me* betitelten. Aber in der Schule sind Formulare mit Angaben zu »Mutter« und »Vater« auszufüllen und immer wieder muss die Frage beantwortet werden »Wer ist Dein Daddy?« Auch die sorgfältigste Vorbereitung kann einem Kind nur Werkzeuge an die Hand geben. Zufällig hörte Arlene Stein eines Tages, dass Lewis einem Mitschüler erzählte, sein Vater sei gestorben. Er erfand, so folgert sie, andere, für sich in bestimmten Situationen passendere Erzählungen. Familiengeschichten so zu erzählen, wie es passt, ist, so die Autorin, derzeit vielleicht die beste Möglichkeit mit Kindern in einer

heteronormativen Gesellschaft queer zu leben. Theoretisch hegt sie große Sympathien für eine radikale Position (218). Außerhalb gesellschaftlicher Normen zu stehen, ist jedoch unmöglich für Familien mit Kindern. Es gelte daher umso mehr, in politischen Forderungen die Spannung zu halten, z.B. nicht nur für das Recht zu heiraten einzutreten, sondern auch für das Recht, nicht zu heiraten.

Wer nach großen Linien und gesellschaftstheoretischen Entwürfen Ausschau hält, wird in den Beiträgen dieses Bandes kaum fündig werden. Im Mittelpunkt stehen Individuen, die neuen Freiheiten nachgehen, die Hindernisse, auf die sie stoßen, die Ängste, mit denen sie sich auseinandersetzen. Die besondere Qualität der Essays liegt in sensiblen, empirischen Nahbeobachtungen. Sie fächern neue Intimitäten als zentrales, komplexes Thema queerer Vorstellungswelten und Erfahrungen auf. Damit arbeiten sie gegen den Strich und stellen herkömmliche, vielleicht allzu schnelle Interpretationen und Bewertungen in Frage. Insofern lohnt sich das Buch zu lesen. Von dem stolzen Anschaffungspreis sollte man sich nicht abschrecken lassen.

Marianne Schmidbaur

Katie Sutton: **The Masculine Woman in Weimar Germany**. New York: Berghahn Books 2011, 204 S., £42

Die maskuline Frau, als bestimmter Typus der »Neuen Frau«, war und ist ein eingängiges Symbol des sozialen und politischen Umbruchs nach dem Ersten Weltkrieg. Im Kontext massiver sozialer Wandlungen fungierte sie nicht nur als Projektionsfläche für Hoffnungen und Ängste, sondern verkörperte auch die neue Zeit, indem sie den heftigen Bruch mit der wilhelmi-

nischen Sittlichkeit versinnbildlichte. Es ist diese symbolische Aufladung, welche die australische Kulturwissenschaftlerin Katie Sutton für die einzigartige Intensität verantwortlich macht, mit der die Figur der maskulinen Frau während der Weimarer Republik verhandelt wird. In ihrer 2011 erschienenen Studie analysiert Sutton zeitgenössische Diskurse um weibliche Maskulinität in populären Printmedien sowie Zeitschriften der lesbischen Subkultur, wobei sie ein breites Spektrum der Repräsentation maskuliner Frauen beleuchtet, das auch Darstellungen in Theater, Film und Literatur miteinbezieht.

Neu an Suttons Ansatz ist, dass sie weibliche Maskulinität nicht (allein) als Ausdruck lesbischer Subjektivität verhandelt. In Anschluss an Judith Jack Halberstam unterscheidet Sutton analytisch zwischen Geschlecht, Genderperformance und Sexualität. Diese queertheoretische Perspektive ermöglicht ihr, Maskulinität losgelöst vom männlichen Körper und unabhängig von Homo- oder Heterosexualität als Ausdrucksform eines Spektrums von – auch weiblichen – Geschlechtsidentitäten zu untersuchen. Mit bemerkenswerter Sensibilität für den historischen Kontext spürt Sutton frühen Formationen queerer Geschlechter nach, indem sie insbesondere individuellen Erfahrungen Raum gibt und – Halberstams Hinweis folgend – historischen Momenten Rechnung trägt, in denen Gender-Queerness und sexuelle Devianz zusammenfallen (vgl. 94). Nicht zuletzt hinterfragt Suttons Studie die Konstruktion von Männlichkeit selbst sowie deren intersektionale Verwobenheit mit den Kategorien *race* und *class*. Dabei folgt sie der These, dass diese frühen Debatten um Kategorien, Identitäten und Ausdrucksformen von Geschlecht bis heute wirkmächtig sind.

Sutton untersucht ein Spektrum populärer Zeitschriften der zwanziger Jahre, wobei sie die Repräsentationen maskuli-

ner Frauen in Medien des Mainstreams (wie die *Berliner Illustrierte* oder das Satiremagazin *Ulk*) mit der Darstellung und Diskussion weiblicher Männlichkeit in lesbischen Magazinen (wie *Die Freundin* oder *Garçonne*) in Kontrast setzt. Dabei setzt sie verschiedene thematische Schwerpunkte: Kapitel 1 adressiert die Maskulinisierung weiblicher Mode und Frisuren (Smoking, Bubikopf, Monokel). Kapitel 2 widmet sich Frauen im Sport, wobei sowohl die Öffnung traditionell männlicher Sportarten (z.B. Boxen, Reiten) als auch ein genereller Wandel in Hinblick auf Vorstellungen von weiblicher Leistungsfähigkeit und idealem Körperbild thematisiert werden. Kapitel 3 setzt sich explizit mit queeren Identifikationen weiblicher Männlichkeit auseinander, und beleuchtet scene-interne Auseinandersetzungen mit Genderperformance, Identität und Sexualität. Kapitel 4 und 5 schließlich beschäftigen sich mit Darstellungen weiblicher Maskulinität in Theater, Film und Literatur. Hier analysiert Sutton insbesondere die in den zwanziger Jahren weithin populäre *Hosenrolle* als gesellschaftlich akzeptable Form von »Drag«. Kapitel 5 thematisiert darüber hinaus weibliche Genderperformance und (Homo)Sexualität im städtischen und ländlichen Kontext.

Dabei gelingt es Sutton überzeugend das Spannungsfeld von gesellschaftlicher Bedrohung und Faszination mit weiblicher Maskulinität und der unterschweligen Implikation sexueller Devianz nachzuzeichnen. Sie argumentiert, dass es insbesondere der im Deutschland der Weimarer Republik weithin geteilte gesellschaftliche Wissensstand zur zeitgenössischen Sexualforschung ist, der Diskurse um die Aneignung männlicher Tätigkeiten, männlichen Auftretens und Erscheinung durch Frauen prägt. Entsprechend verweisen viele, insbesondere satirische Darstellungen der Zeit wahlweise auf Geschlechterverwirrung (vgl. »Lotte am

Scheidewege«, 2) oder suggerieren die latente Homosexualität der maskulinen »neuen Frau«. Indessen zeichnen positive Repräsentationen weiblicher Maskulinität sich durch deren zeitliche und räumliche Beschränkung (bzw. Kontrastierung mit Femininität: morgens Smoking – abends Ballkleid, 36; im Beruf Athletin – privat Hausfrau, 83) sowie durch offene Zurschaustellung von Heterosexualität aus. So wird die Grenze zwischen gesellschaftlich akzeptabler Transgression von Geschlechterrollen und vermeintlich pathologischer Abweichung explizit und implizit im Begriffsrahmen der Sexologie verhandelt.

Allerdings zeigt Sutton, dass neben konservativen Diskursen und Containment-Strategien auch Momente weiblicher und queerer Selbstermächtigung aus der Aneignung bzw. der widerständigen Interpretation sexualwissenschaftlicher Bezugssysteme schöpfen. So zeugen lebhaft Debatten innerhalb der lesbischen Medienlandschaft von der Diskussion und Ausbildung (proto-)queerer Geschlechtsidentifikationen, die mühelos den Rahmen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit hinter sich lassen – argumentativ berufen sich diese frühen queeren Selbstverständigungsdiskurse insbesondere auf Magnus Hirschfelds Konzept »sexueller Zwischenstufen« (108). Gleichzeitig eröffnet Sutton aber auch hier den Blick auf diskursive Verschränkungen von Sexualität, Körperbild, Gesundheit und Geschlechtsidentität, die nicht nur gesamtgesellschaftliche Ideale und Vorstellungen der Zeit spiegeln, sondern selbst Normativitäten (re)produzieren, die mitunter an gegenwärtige homonormative und homonationale Diskurse erinnern lassen.

Suttons Studie setzt souverän das selbstgesetzte Ziel um, historische Formationen weiblicher Maskulinität eben nicht nur unter der Perspektive von entweder Gender oder Sexualität zu untersuchen, sondern das komplexe Wechselspiel dieser

Kategorien mit anderen Faktoren in den Blick zu rücken (vgl. 94). So weist Sutton darauf hin, dass sich mit dem Ende der zwanziger Jahre aufkommenden Körperkult ein Bild androgyner, athletischer Weiblichkeit etablierte, dessen Konstruktion insbesondere in seiner faschistischen Inkarnation wesentlich mit Vorstellungen von Reproduktionsfähigkeit, »Volksge-sundheit« und »rassischer« Überlegenheit verknüpft war. Dieses Motiv verfolgt Sutton auch in den Romanen der Schriftstellerin Vicki Baum, die lesbische Männlichkeit in *Zwischenfall in Lohwinckel* (1930) als natürlich, ländlich, völkisch und in *stud. chem. Helene Willfüer* (1928) als akademisch, städtisch, jüdisch porträtiert / konstruiert.

Sutton geht in ihrer Studie nicht so weit, die Implikationen ihrer Beobachtung für aktuelle queere Diskussionen und Konzeptionen von Geschlecht, Sexualität und Identität theoretisch rückzubinden, im Großen und Ganzen stehen jedoch sowohl die Komplexität und Schlüssigkeit ihrer analytischen Perspektive als auch Reichtum und Vielfalt der historischen Quellen für sich. Ihre Beobachtungen erlauben nicht nur differenzierte Einblicke in die komplexe Verwobenheit und Vielschichtigkeit gesellschaftlicher Konstruktionen von Männlichkeit. Darüber hinaus gelingt es ihr die Gleichzeitigkeit von (diskursiver) Unterwerfung und Ermächtigung, von Normierung und widerständiger Reinterpretation sowie die historische Realität nicht-normativer Identitätswürfe sichtbar zu machen.

Dennoch hätte insbesondere die Analyse der Gestaltung queerer Räume während der Weimarer Republik, die im letzten Kapitel anhand fiktionaler Literatur umrissen wird, von der Einbeziehung dokumentarischer Quellen wie Curt Morecks *Führer durch das lasterhafte Berlin* (1931) profitieren können. Dessen ungeachtet ist *The Masculine Woman in Weimar*

*Germany* eine solide recherchierte, theoretisch stimulierende und bemerkenswert unterhaltsame literarische Zeitreise, und ein wichtiger, historisch-kritischer Beitrag zu Gendergeschichte und Geschichte der Sexualforschung.

Sasha Disko, Anne C. Ware

Silvia Federici: **Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation.** Wien: Mandelbaum Verlag 2012, 340 S., 24,90 €; Dies.: **Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution.** Münster: Edition Assemblage 2012, 80 S., 9,80 €.

2012 sind erstmals zwei Bücher der marxistischen Feministin Silvia Federici auf Deutsch erschienen. Die in Italien geborene und heute in den USA lebende Wissenschaftlerin war neben Mariarosa Dalla Costa und Selma James eine der Akteurinnen, die 1972 das Internationale Feministische Kollektiv gründeten, aus dem die Kampagne »Lohn für die Hausarbeit« hervorging.

Mit *Caliban und die Hexe* will Federici die Geschichte von Frauen durch das Prisma der Hexenverfolgung am Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus neu schreiben. Der Titel, der auf Shakespeares *Sturm* Bezug nimmt, ist programmatisch: Caliban ist »Symbol des Weltproletariats, genauer: des proletarischen Körpers als Terrain des Widerstandes gegen die Logik des Kapitalismus« (12). Die Figur der Hexe, im *Sturm* eher marginalisiert, rückt »als Kosmos weiblicher Subjekte, die der Kapitalismus zerstören musste, wie die Ketzerin, die Heilerin, die ungehorsame Ehefrau, [...] in den Mittelpunkt« (ebd.). In fünf Kapiteln werden die An-

fänge des Kapitalismus aus der Perspektive von Frauen, des Körpers und der ursprünglichen Akkumulation untersucht.

Federici knüpft kritisch an die Überlegungen von Marx zur ursprünglichen Akkumulation an. Ihre These, die sie in *Aufstand aus der Küche* fortführt, ist, dass die kapitalistische Akkumulation strukturell auf die Aneignung von Arbeitskraft und Ressourcen angewiesen ist, die außerhalb des Marktes bleiben. Damit aktualisiert Federici die in den 1970er und 1980er Jahren von sozialistischen und Öko-Feminist\_innen formulierte Kritik am Stellenwert der Reproduktionsarbeit in der Marx'schen Theorie. Federici zufolge ist die ursprüngliche Akkumulation kein einmaliges geschichtliches Ereignis, sondern ein immer wiederkehrender Prozess, weil die Ausbeutung von (weiblicher) reproduktiver Arbeit für die kapitalistische Produktionsweise konstitutiv ist.

Die Autorin beschreibt, wie der Niedergang der Subsistenzwirtschaft seit dem späten 15. Jahrhundert und die damit einhergehende Herausbildung einer neuen geschlechtlichen Arbeitsteilung sich auswirkt: Die »wirtschaftliche Bedeutung der im Haushalt geleisteten Reproduktion der Arbeitskraft wurde [...], ebenso wie ihre Funktion für die Akkumulation des Kapitals, unsichtbar gemacht und als natürliche Berufung oder »Frauenarbeit« mystifiziert« (90). Ihrer Auffassung nach kann die Entstehung des Kapitalismus außerdem nur verstanden werden, wenn die Mechanisierung des proletarischen Körpers und die Verwandlung von Frauen in Maschinen der Arbeitskraftproduktion berücksichtigt wird. Damit geht sie über Foucaults Überlegungen zur »Disziplinierung des Körpers« als Vorbedingung kapitalistischer Entwicklung hinaus. Sie zeigt, wie die Unterwerfung des proletarischen und/oder weiblichen Körpers zum zentralen Einsatzpunkt kapitalistischer Produktions-

weisen wird. Im Fokus stehen dabei die staatliche Kontrolle über Zeugungsfähigkeit und die Kriminalisierung von Verhütung. Entscheidend für diese historischen Veränderungen sind die Hexenverfolgungen in vielen Ländern Europas und Teilen der »neuen« Welt. Die Hinrichtung hunderttausender Frauen aufgrund des Vorwurfs der Hexerei stellt für Federici den »Sündenfall« der gesellschaftlichen Abwertung von Frauen beim Aufstieg des Kapitalismus dar (202).

Aber auch die Privatisierungen von Land in Europa und der Sklavenhandel waren wesentlich für die Konstituierung des Kapitalismus. Federici stellt fest, dass bei den Hexenverfolgungen und der kolonialistischen Unterdrückung von »Ureinwohner\_innen« in Südamerika ähnliche Motive am Werk sind. Der Kapitalismus zeichnet sich ihr zufolge somit durch die Akkumulation von Differenzen entlang von Geschlecht, Rassifizierung und Alter aus und spaltet so die Arbeiterklasse. Wird die ursprüngliche Akkumulation auf diese Weise gedacht, kann sie für eine kritische Analyse der Globalisierung äußerst hilfreich sein: Es wird deutlich, mit welcher ungeheuren Gewalt sich die Privatisierung gemeinschaftlich verwalteter Ländereien, die Etablierung bevölkerungspolitischer Maßnahmen zur Geburtenreduzierung, die Ausweitung reproduktiver Technologien gegenwärtig auf Frauen weltweit auswirken.

Die Analyse des Zusammenhangs zwischen globalem Kapitalismus und Reproduktionsarbeit wird in *Aufstand aus der Küche* wieder aufgenommen; ein Buch, das drei Essays der Autorin enthält. Die ersten beiden Texte »Die Reproduktion der Arbeitskraft und die unvollendete feministische Revolution« sowie »Der Feminismus und die Politik der Commons« sind jüngeren Datums, der dritte, mit Nicole Cox zusammen verfasste Text »Counter-Planning from the Kitchen« ist dage-

gen bereits 1974 erschienen. In den ersten beiden Essays verfolgt Federici zwei zentrale Anliegen: Sie analysiert die seit den 1970er Jahren erfolgte »Neuordnung der Reproduktion innerhalb der globalen Wirtschaft« (24) und deren Auswirkungen auf die Lebensverhältnisse von Frauen und fordert eine Auseinandersetzung mit jenen Tätigkeiten, die unser Leben tagtäglich reproduzieren. Weiterhin betont sie die Bedeutung marxistischer Theorie für die Untersuchung kapitalistischer Entwicklungen, drängt aber auch darauf, dass diese, die »Frage der ›Reproduktion‹ und ihrer verschiedenen Aspekte (als Reproduktion von Individuen und Reproduktion von Arbeitskraft) neu überdenken« (24) müsse, um aktuell zu bleiben.

In ihrer Analyse der Neuordnung der Reproduktion geht Federici davon aus, dass die neue Weltökonomie geprägt ist von der »Informalisierung der Arbeit« und einer zunehmenden »Finanzialisierung reproduktiver Tätigkeiten« (54), wobei letztere eine neue Quelle der Akkumulation darstellen. Im Zuge dieser Neugestaltung der Weltökonomie findet eine »systematische Deinvestition des Staates in die Reproduktion der Arbeiter\_innenschaft« (57) statt. Das »internationale Kapital« halte die Reproduktion der Arbeiter\_innen bewusst auf einem »unterentwickelten Niveau« (65), so dass diese kaum mehr in der Lage sind, sich zu reproduzieren. Viele Menschen verlassen ihre Heimat und fast die Hälfte der Migrant\_innen, die es schaffen, in ein anderes Land zu gelangen, sind Frauen. Diese Tatsache hält Federici historisch für ungewöhnlich, weil Frauen immer wieder dazu erzogen wurden, die Reproduktion der Familie zu übernehmen und sich für diese verantwortlich zu fühlen (66). Wenn Frauen nun nicht mehr Sorge für ihre Familie tragen, »können wir davon ausgehen, dass sich innerhalb der weltweiten Organisation der Reproduktion Dramatisches abspielt« (ebd.). Fe-

derici setzt dieser Erzählung eine Geschichte des Widerstands entgegen, mit dem Frauen auf die ständigen Angriffe auf die Subsistenzmittel reagieren. In den Commons, mit denen sie sich im zweiten Text befasst, entdeckt Federici ein widerständiges Potenzial, das sich gegen die »Inwertsetzung« des Lebens von Mensch und Natur richtet. Den Commons-Bewegungen schreibt sie aufgrund ihres »Prinzips des Gemeinsamen« (90) und ihren Kämpfen um Land und Ressourcen eine antikapitalistische Programmatik zu. Mit ihrem Fokus auf Vergesellschaftungsformen von Reproduktion knüpft Federici an die Perspektiven materialistischer Feministinnen des 19. Jahrhunderts an, die sie als »Inspirationsquelle« (104) bezeichnet.

Die Entwicklung einer Gemeinschaft muss dabei auf einem neuen Gesellschaftsvertrag aufbauen, denn es geht darum, dass wir lernen, unser Leben und unsere Reproduktion nicht mehr »auf dem Leid anderer zu gründen und uns als von ihnen getrennt wahrzunehmen« (100). Der Aufbau einer *Community*, die Kollektivierung und Vergemeinschaftung von Hausarbeit sowie ein tiefgreifender Wandel unseres Alltags sind Voraussetzungen für die Vollendung der feministischen Revolution. Die Kämpfe und Erfahrungen von Frauen aus der Reproduktionsarbeit beinhalten Federici zufolge einen wesentlichen Bestandteil für den Widerstand gegen den Kapitalismus.

In dem letzten und ältesten Text des Buches geht es um die Kampagne »Lohn für die Hausarbeit«, deren politische Perspektive beinhaltete, die Erzeugung und den Erhalt der Arbeitskraft im Privaten als produktive Arbeit zu verstehen. Der Text gibt einen interessanten Einblick in die damaligen Debatten, leider wird nicht deutlich, warum die Forderung »Lohn für die Hausarbeit« in dieser Form von Federici nicht reaktualisiert wird. In welchem

Verhältnis die in den 1970er Jahren populäre Forderung zu der heute von Federici verlangten Vergesellschaftung von Reproduktionsarbeiten steht, bleibt offen.

Bedeutsam sind beide Bücher für feministische Diskussionen, weil die Autorin den Zusammenhang zwischen den Anfängen des Kapitalismus, fortgesetzter Akkumulation und der Abwertung von Frauen bzw. Reproduktionsarbeit historisch-materialistisch analysiert und als politische Aktivistin auch gegenwärtige Widerstandspraktiken und Kämpfe in ihre Untersuchungen integriert. Relevant ist *Caliban und die Hexe* darüber hinaus aus einer transnational- bzw. postkolonial-feministischen Perspektive, da Federici eine Kontinuität zwischen Hexenverfolgung sowie der daraus resultierenden Missachtung und Dämonisierung von Frauen mit der Abwertung und teilweisen Ermordung von »Wilden« im Rahmen des Kolonialismus behauptet. Daraus ergeben sich neue Analysemöglichkeiten für feministische Ansätze, die sich in ihrer kapitalismuskritischen Ausrichtung nicht nur auf Europa beschränken (möchten). So werden beispielsweise aktuelle Fälle von Hexenverfolgungen in Südafrika in Verbindung mit vermehrter Armut, veränderten Eigentumsrechten und staatlicher Bevölkerungspolitik anders begreifbar, als wenn sie lediglich als Ausdruck kultureller Traditionen entziffert würden. Zugleich stellt sich jedoch die Frage, wie weit die Analogie zwischen der systematischen Ausbeutung und Herabwürdigung von europäischen Frauen und Kolonialiserten innerhalb des Kapitalismus – Frauen als die Wilden Europas (123) – trägt. Um der Unsichtbarmachung und Viktimisierung von kolonisierten Frauen entgegenzuwirken – und dies haben gerade Feministinnen aus dem globalen Süden betont, sind hier stärker akteurinnenzentrierte Ansätze, die die Handlungsfähigkeit weiblicher Subalternen im Spannungsfeld von

transnationalem Kapitalismus, Patriarchat und den Folgen von Kolonialismus mit einbeziehen, notwendig. Theoretisch unklar bleibt der von Federici verwendete Begriff der Reproduktionsarbeit(en). Die Autorin unterscheidet nicht zwischen unterschiedlichen Formen (bezahlt/unbezahlt) der jeweiligen Arbeiten im Reproduktionsbereich. Eine Differenzierung in entlohnte und nicht-entlohnte Arbeit reproduktiver Tätigkeiten ermöglicht, die darin fortbestehenden patriarchalen Herrschaftsverhältnisse sichtbar zu machen. In globaler Perspektive finden diese Herrschaftsverhältnisse ihren Ausdruck darin, dass die versorgenden und sorgenden Tätigkeiten vermeintlich »aus Liebe« getan werden und eben kein, wenn auch prekäres – i. d. R. über internationale Arbeitsteilung vermitteltes, aber entlohntes –, Dienstleistungsverhältnis zwischen einheimischen Frauen (und Männern, die in der Forschung ausgeblendet bleiben) sowie Migrant\_innen darstellen.

Christine Löw, Katharina Volk

Sibylle Plogstedt: **»Wir haben Geschichte geschrieben« Zur Arbeit der DGB-Frauen (1945–1990)**. Gießen: Psychosozial-Verlag 2013, 519 S., € 19,90

Wer kennt die Geschichte der Frauen in der Gewerkschaftsbewegung, ihre Namen, ihre Gesichter und ihre Stimmen? Wer kennt Maria Weber, Irmgard Blättel, Britta Naumann, Anke Fuchs oder Monika Wulf-Mathies als Gewerkschafterinnen? Wofür haben sich Aktivistinnen der Frauenarbeit eingesetzt, was haben sie erreicht und woran mussten sie häufig scheitern?

Gegenüber den Mobilisierungskampagnen ihrer männlichen Kollegen ist die Arbeit der DGB-Frauen geräuschloser

und weniger medienwirksam verlaufen, jedoch keineswegs wirkungslos geblieben, wie die von Sibylle Plogstedt vorgelegte Untersuchung zeigt. Die Ursachen für die geringe Sichtbarkeit gewerkschaftlicher Frauenarbeit sind vielfältig. In den zahlreichen, von Männern geschriebenen Veröffentlichungen zur Geschichte der Gewerkschaften kommen Frauen nur sporadisch vor. Claudia Pinl führte die Unsichtbarkeit der Frauen in ihrer bereits 1977 erschienenen Studie *Das Arbeitnehmerpatriarchat – Die Frauenpolitik der Gewerkschaften* auf die Gewerkschaftsstrukturen zurück. Sie kritisierte die hierarchische Abhängigkeit der Frauenausschüsse von der Gesamtorganisation (Frauenausschüsse haben nur beratende Funktion). Weil Gewerkschafterinnen nicht über genügend autonome Entscheidungsspielräume verfügen, ist es für sie schwierig, ihre eigenen Interessen sichtbar in politisches Handeln umzusetzen.

Problematisch ist die Quellenlage zur Geschichte gewerkschaftlicher Frauenarbeit. Gewerkschafterinnen haben zwar ihre Arbeit auf lokaler Ebene gut dokumentiert, im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen aber wagten sie sich lange Zeit nicht an eine Gesamtschau heran. Einen ersten Durchbruch brachte die 1993 im Auftrag des DGB von Sigrid Ingeborg Bachler und anderen erstellte Studie *»Da haben wir uns alle schrecklich geirrt...«. Die Geschichte der gewerkschaftlichen Frauenarbeit im Deutschen Gewerkschaftsbund von 1945 bis 1960* in der ehemals führende Gewerkschafterinnen in Gesprächen und Gruppeninterviews ihre Geschichte erzählten. Leider hatten sie sich für Anonymität entschieden und traten daher als Persönlichkeiten nicht in Erscheinung.

Plogstedt, die auf beide früheren Expertisen zurückgreift, stützt sich in ihrer Studie zur Arbeit der DGB-Frauen ebenfalls auf Interviews. Sie befragte 15 Gewerkschafterinnen aus drei Generationen,

die in der Frauenarbeit verantwortlich tätig waren. Ihre eigentliche Forschungsquelle ist aber das DGB-Archiv – Wortprotokolle der DGB-Kongresse, Diskussionsbeiträge und vor allem Protokolle des Bundesfrauenausschusses, die die Debatten der Frauen detailliert wiedergeben. Die nicht anonymisierten Interviews, mit denen sie der Gewerkschaftsgeschichte zu einem weiblichen Gesicht verhilft, hat sie den chronologisch angelegten Kapiteln beigelegt.

Der Band verhandelt entlang thematischer Wellen innergewerkschaftliche Auseinandersetzungen um die Position der Frauen in den von Männern dominierten Gewerkschaften, von den Anfängen organisierter Frauenarbeit in den Frauenausschüssen nach dem 2. Weltkrieg bis zum Ende der »alten Bundesrepublik«. Dabei geht es um Themen wie gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit, Hausarbeitstag, Pflichtjahr für soziale Dienste, Dienstmädchenfrage, Reform des Eherechts, Zölibatsklausel, Teilzeitarbeit, Arbeitsschutzgesetzgebung, Abtreibungsdebatte, Vereinbarkeit von Familie und Gewerkschaftsarbeit, Migrantinnen, Frauenrenten, Quotendiskussion, sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz – um nur einige zu nennen. Umfassend rekonstruiert Plogstedt die Geschichte der Arbeit der Frauen entlang der Debatten und der Gewerkschaftsstrukturen, in denen sie kanalisiert wurden.

Die erste gewerkschaftliche Nachkriegsgeneration, die zum Teil noch in der Weimarer Republik ausgebildet worden war, fühlte sich der Arbeiterbewegung verpflichtet. In der Frauenpolitik zeigten sich von Anfang an weltanschauliche Differenzen – die Nominierung der Mandatsträger\_innen erfolgte häufig nach dem Parteienproporz. Die Gründerin der gewerkschaftlichen Frauenarbeit, die für 25 Jahre als Mitglied des Bundesvorstandes die Frauenpolitik in der Nachkriegszeit

bestimmte, Maria Weber, gehörte der CSU an. Aufgrund der Loyalität gegenüber ihren Parteien gelang es den Gewerkschafterinnen nicht, in den Debatten zur Reform des BGB 1951 (u. a. zum Recht der unehelichen Mütter, zum Recht des Mannes auf Kündigung des Arbeitsverhältnisses der Frau) einen gemeinsamen Frauenstandpunkt zu entwickeln und nach außen zu vertreten. Die zweite Generation wurde von den Gewerkschaften ausgewählt und geschult. Die Mandatsträgerinnen absolvierten gewerkschaftliche Akademien wie z. B. die Akademie der Arbeit in Frankfurt oder die Akademie für Gemeinwirtschaft in Hamburg, an der u. a. der Soziologe Helmut Schelsky lehrte. Damals bot die gewerkschaftliche Ausbildung begabten Arbeiterinnen den einzigen Zugang zum gesellschaftlichen Aufstieg. Ein Beispiel dafür ist Irmgard Blätzel, die spätere Vorsitzende des Frauenausschusses und Mitglied im DGB-Bundesvorstand. Sie wurde ohne mittlere Reife zur DGB-Rechtsschutzsekretärin ausgebildet. – Sie profitierte von der Bildungsoffensive der Gewerkschaften, die Gewerkschafterinnen bis in Aufsichtsräte brachte und die bisher viel zu wenig gewürdigt wurde. – Die dritte Frauengeneration, vertreten unter anderem durch die stellvertretende GEW-Vorsitzende Britta Naumann, versuchte zusammen mit anderen eine neue Frauenpolitik zu praktizieren und die Einzelgewerkschaften gegenüber den 68ern und der Neuen Frauenbewegung zu öffnen. In den 1970er Jahren wurden Gewerkschafterinnen nach und nach in die Leitung von Gleichstellungsstellen berufen. Bekanntes Beispiel hierfür ist Marlies Kutsch (IG Bergbau und Energie) als erste Frauenbeauftragte im Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit im Jahre 1979. Mit wie viel Skepsis Gewerkschafterinnen feministischen Argumentationsweisen begegneten, hat Eva Rühmkorf als Leiterin

der Hamburger »Leitstelle Gleichstellung der Frau« in ihrem Buch *Hinter Mauern und Fassaden* (2000) dokumentiert. Die Irritationen zwischen Feministinnen und den Frauen im DGB gehen auch auf unterschiedliche Konzepte in der Gleichstellungspolitik zurück. Die gewerkschaftliche, eng mit den Organisationsstrukturen verknüpfte Sichtweise ist eine quantitative. Auch die Aktivistinnen der Frauenarbeit verfolgen das strategische Ziel, mit mehr weiblichen Mitgliedern auf allen Hierarchieebenen automatisch mehr Einfluss und politische Handlungsspielräume gewinnen zu können. Aus den von Plogstedt analysierten Protokollen der DGB-Bundesfrauenausschüsse wird jedoch deutlich, dass Gleichstellungsstrategien innerhalb patriarchalischer Machtstrukturen kraftlos bleiben. Die Frauenausschüsse sind hierarchisch in die Strukturen des DGB eingebettet, so dass Gewerkschafterinnen dafür kämpfen müssen, mitentscheiden und mitbestimmen zu können – diese Kämpfe ähneln eher Petitionen denn einer Mobilisierung für ihre eigenen Interessen. Weil der DGB die Frauenausschüsse als Teil der Gesamtbewegung konzipierte, sind frauenpolitisch eigenständige, autonome Organisationsformen nicht vorhanden. In politisch zugespitzten Situationen zeigt sich, wer das Sagen hat, von den Frauen wird dann gegenüber den Arbeitgebern der Schulterschluss mit den Männern verlangt.

Trotz allem haben Frauen im DGB mit ihrem hartnäckig verfolgten Engagement viel erreicht. Sie begleiten kritisch Reformprozesse, arbeiten an Frauen-Enquêtes und in Kommissionen mit und vertreten die heute oft vergessenen Interessen von Arbeiterinnen. Sibylle Plogstedt hat mit ihrer Veröffentlichung die Arbeit der DGB Frauen sichtbar gemacht und gewürdigt und damit zugleich eine Zeitchronik geschrieben. Die Studie kann als Handbuch für Gewerkschafterinnen und

Gewerkschafter genutzt werden, sie ist jedoch auch für alle Interessierten verständlich und lesbar geschrieben.

Mechthild Veil

Susanne Böhm / Friederike Kämpfe (Hrsg.): **Anecken und Weiterdenken. Aktuelle Beiträge zur Geschlechterforschung.** Hamburg: Argument 2013, 206 S., € 17,00

Im Jahre 2008 wurde der interdisziplinäre Studienschwerpunkt »Gesellschaftliche Transformationen und Geschlechterverhältnisse« im Zuge einer umfassenden Umstrukturierung von Forschung und Lehre an der Philosophischen Fakultät der Leibniz Universität Hannover geschlossen. Ein Studium, das die Breite feministischer Theoriebildung abdeckt, ist in Hannover seither nicht mehr vorgesehen. Susanne Böhm und Friederike Kämpfe, zwei ehemalige Studentinnen des Schwerpunktes, wollten diese Situation »schlicht nicht hinnehmen« (5). Sie haben zwischen 2010 und 2012 eine Veranstaltungsreihe organisiert, die den Verlust der Gender Studies in Hannover thematisierte und in der Abschlussarbeiten vorgestellt wurden, die die Kategorie Geschlecht in den Mittelpunkt rücken. Sie sind von den Ansätzen geprägt, die mit Namen wie Regina Becker-Schmidt, Gudrun Axeli Knapp, Paula Villa oder Barbara Duden verbunden werden und die Beiträge des Bandes zeigen exemplarisch, wie diese Ansätze das Denken der ehemaligen Studierenden und ihre Forschungspraxis geprägt haben. Der Band vermittelt somit einen Eindruck der thematischen Breite der Geschlechterforschung in Hannover, darüber hinaus beleuchtet er deren Geschichte und fragt nach den Brüchen innerhalb des interdisziplinären Schwerpunktes. »Anecken und Weiterdenken. Aktuelle Beiträge zur Ge-

schlechterforschung« formuliert somit ein Statement und eröffnet Nachwuchswissenschaftler\_innen die Möglichkeit, ihre Projekte vorzustellen und weiterzuentwickeln: Die Geschichte des Schwerpunktes an der Universität in Hannover erzählt Sebastian Winter. Perspektiven geschlechtsbezogener Pädagogik in Gedenkstätten diskutiert Friederike Kämpfe, Anna Hartmann beleuchtet den Kampf von Feministinnen für die Sichtbarmachung von Hausarbeit. Die Konstruktion von Geschlechterverhältnissen in der Entwicklungszusammenarbeit untersucht Eva Vojinovic, während Carolin Jaeckel Friedenspolitik aus Geschlechterperspektive thematisiert und Claudia Froböse sexualisierte Belästigung in Ägypten in den Mittelpunkt stellt. Somit werden zentrale Fragestellungen der Geschlechterforschung thematisiert: Wie sind Geschlechterverhältnisse in verschiedenen Kontexten konstruiert (u.a. Karoline Dietel, Eva Maus und Rüdiger Otte) und auf welche Weisen werden sie reproduziert (u.a. Lisa Kellermann und Lisa Yashorada Haller)? Wie organisieren und organisierten sich Frauen gegen herrschende Verhältnisse (u.a. Susanne Böhm)?

Die Beiträge teilen die Idee einer kritischen Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitisch relevanten Fragestellungen. Besonders Sebastian Winter befasst sich mit der Frage, was spezifisch an der Geschlechterforschung in Hannover war. Er stellt die Anfänge in den 1970er Jahren vor, in denen Regina Becker-Schmidt im sogenannten »Arbeiterinnenprojekt« (1977–81) das Konzept der »doppelten Vergesellschaftung« entwickelte. Dabei kristallisierten sich – folgt man Winter – bereits einige Spezifika heraus. Bestimmende Momente der Genderforschung in Hannover erkennt Winter erstens in einem Bezug auf die Sozialpsychologie und betont »zweitens die Betrachtung der verschiedenen Ebenen menschlichen Le-

bens – Gesellschaftsstruktur, Subjektstruktur, Ideologiestruktur – als nicht ableitungslogisch glatt ineinander aufgehend, sondern als widersprüchlich und voller Konflikte.« (15) Kritische Geschlechterforschung, die den Anspruch hat Gesellschaftskritik zu sein, positioniere sich damit gegen den »fetischisierten Anwendungsbezug(es), der Wissenschaft an ihrem »Nutzen« misst« (25) und sei daher auch nicht unmittelbar in einen Zweck übersetzbar. So verstanden können die o.g. Brüche innerhalb des Schwerpunktes auch als Potenzial verstanden werden, die produktive Auseinandersetzungen befördert haben. In diesem Sinne stellen die Beiträge die Frage nach aktuellen Perspektiven kritischer Forschung und regen an, darüber nachzudenken, welche intellektuellen und politischen Ansprüche mit Geschlechterforschung verbunden sind. Der Band spiegelt die Vielfalt und die Qualität der empirischen und theoretischen Einsichten, die in Hannover entwickelt wurden und beantwortet auf diese Weise die in der Einleitung gestellte Frage danach »Was bleibt?«. Die Kehrseite der Themenvielfalt ist, dass das verbindende Element nicht immer deutlich wird. Das spiegelt einerseits die Tatsache, dass die Positionen und Ansätze der Forscher\_innen in den Gender Studies in Hannover sehr unterschiedlich waren und wirft die Frage auf, ob ein »Hannoverscher Ansatz«, der sie alle verbindet – und von dem in dem Buch wiederholt die Rede ist – in diesem Sinne existiert hat.

So ist die Vielfalt zwar eine Stärke des Buches, zugleich wirkt die Heterogenität der Themen zuweilen etwas irritierend. Den oben genannten Anspruch, die Schließung des Schwerpunktes nicht hinzunehmen, können eine Veranstaltungsreihe und der daraus hervorgehende Sammelband ebenfalls nur bedingt einlösen. Das Buch weist andererseits darauf hin, auf welche Weise wissenschaftspolitische

Richtungsentscheidungen sich auf die Möglichkeiten kritischer Forschung auswirken können. Es reflektiert sehr unterschiedliche Aspekte feministischer Forschung und gibt auf diese Weise einen Einblick in die Möglichkeiten und in die Themenvielfalt des Faches. Das kann ganz besonders für Nachwuchswissenschaftler\_innen und Studierende ansprechend sein, ist aber auch für alle anderen von Interesse, die sich generell für die Gender Studies an der Universität in Hannover, ihre Geschichte und Inhalte interessieren.

Catharina Peeck

Eva Blome / Alexandra Erfmeier / Nina Gülcher / Sandra Smykalla (Hrsg.): **Handbuch zur Gleichstellungspolitik an Hochschulen. Von der Frauenförderung zum Diversity Management?** Wiesbaden: VS Springer 2013, 483 S., € 49,88

Dieses Handbuch muss in seiner 2. Auflage nun deutlich höheren Ansprüchen gerecht werden: Seit der 1. Auflage 2005 wurde die Gleichstellungspolitik an deutschen Hochschulen durch neue wissenschaftspolitische Entwicklungen und durch die steigende Professionalisierung der Gleichstellungsarbeit zunehmend komplexer. Die Herausgeberinnen, die durch ihre eigenen Erfahrungen im Wissenschaftssystem vielfältiges Wissen und Expertise in der Gleichstellungspolitik sowie aus gendertheoretischer Perspektive aufweisen, stellen sich erfolgreich dieser anspruchsvollen Aufgabe. Ihr erklärtes Ziel ist, »die verschiedenen Verständnisse von Gleichstellung zu reflektieren, die nach wie vor existierende Beharrungskräfte und Widerstände gegenüber dem Thema Gleichstellung abzubauen sowie die Professionalisierung gleichstellungspolitischen Handelns an Hochschulen zu unterstüt-

zen« (S. 18). Das Handbuch wendet sich an alle GleichstellungsakteurInnen der deutschsprachigen Hochschulen, aber auch an FunktionsträgerInnen, die in ihrem Verantwortungsbereich geschlechtergerecht handeln wollen.

Die 2. Auflage wurde im Hinblick auf die hochschul- und gleichstellungspolitischen Entwicklungen grundlegend überarbeitet, aktualisiert und ergänzt. Hinzugefügt wurden z.B. »die vertiefte Auseinandersetzung mit der Wirkungsweise von Stereotypen und dem Gender Bias sowie mit Zielen und Schwerpunkten der Gleichstellungsarbeit« (S. 21) sowie die »umfassende Reflexion von Ansätzen der Intersektionalitätsforschung und der Diversity Studies sowie der Umsetzung von Diversity Management als Hochschulstrategie « (S. 21). Aktualisiert und ergänzt wurden die Handlungsfelder Nachwuchsförderung, Work-Life-Balance, Dual Career-Förderung, Abbau von Stereotypen, Professionalisierung der Gleichstellungsarbeit sowie die Perspektive auf die mehrdimensionale Diskriminierung.

Das Handbuch ist überaus praktikabel: Jedes Kapitel kann für sich gelesen und rezipiert werden. Jedem Kapitel ist ein kurzes Abstract vorangestellt, am Ende verweisen Links und Literaturtipps auf vertiefende Informationen und Institutionen. Ein Glossar am Ende des Buches erläutert die einschlägigen Begriffe, zentrale Punkte in den Kapiteln sind grau hinterlegt.

Die Zweiteilung des Handbuchs in einen Grundlagen- und einen Praxisteil macht es zu einem situativ anwendbaren Nachschlagewerk. Im *Grundlagenteil* werden die Geschlechterverhältnisse übersichtlich und umfassend anhand mehrdimensionaler Datenanalysen im deutschsprachigen Raum dargestellt, auch für außeruniversitäre Forschungseinrichtungen und das Wissenschaftsmanagement. Die Ergebnisse werden zur Gleichstellungs-

litik der letzten 20 Jahre ins Verhältnis gesetzt. Einem geschichtlichen Abriss folgen Erklärungsmuster für die Unterrepräsentanz von Frauen, die jeweils sehr anschaulich mit einer These eingeleitet und mit einer Übersicht abgerundet werden. Insbesondere das Kapitel »Gleichstellungspolitik an Hochschulen im Wandel« ist ein hilfreicher Überblick für alle, die sich in der aktuellen Gleichstellungsarbeit orientieren wollen. Etwas zu kurz kommen die Möglichkeiten durch die Einführung von neuen Steuerungsinstrumenten (»New Public Management«), bei denen die Gleichstellung, z.B. durch Ziel- und Zeitvorgaben, durchaus eine Vorreiterrolle einnahm. Schwierig scheint es, den heterogenen Strukturen der Bundesländer gerecht zu werden. Die positiven Wirkungen der Exzellenzinitiative, die sowohl durch eine Betonung der eingeforderten Gleichstellungskonzepte sowie durch die bereitgestellten Ressourcen entstanden, werden teils sehr kritisch dargestellt. Einen sehr gelungenen Abschluss des Grundlagenteils bildet die Positionierung der Autorinnen zur »paradoxen Intervention« gleichstellungspolitischen Handelns als »Verstrickung in diejenigen Machtstrukturen, die zu verändern sind« (S. 182). Gekonnt skizzieren die Herausgeberinnen damit das strategische Dilemma für GleichstellungsakteurInnen, das Politisierung und Professionalisierung, z.B. durch »Verberuflichung« des Amtes der Gleichstellungsbeauftragten, zugleich umfasst.

Der *Praxisteil* gibt konkrete Handlungsfelder und mögliche Maßnahmen wieder, die jeweils kontextuell eingebettet sind und für die potenzielle Hürden und Fallstricke, sowie Vor- und Nachteile, Zeitbedarf, notwendige Kooperationen sowie der Mittelbedarf beschrieben werden. Ausführlich dargestellt sind neuere *Strategien zur Strukturveränderung* wie leistungsorientierte Mittelvergabe, Gleichstellungsplan, Quotenregelungen, Gender- und

Diversity Mainstreaming sowie externe Auszeichnungen (z.B. Total E-Quality, audit familiengerechte hochschule). Die Strategie des Gender Mainstreaming als ein Grundprinzip der gleichstellungspolitischen Arbeit greift das Handbuch zwar im Grundlagenteil auf, es wird aber im Praxisteil nur auf deren Einführung sowie auf die Analyseinstrumente 3R-Analyse und Gender Impact Assessment beschränkt. Weiterführende Hinweise, wie Gender Mainstreaming konkret auf Beteiligungsprozesse heruntergebrochen und dies z.B. im Qualitätsmanagement oder in der Gremienarbeit funktionieren kann, wären hier wünschenswert gewesen. Fraglich ist dabei auch, wie sich die Integration von Gleichstellung in Stabsstellen und andere Abteilungen als Querschnitt auswirkt, da diese teilweise durch unterschiedliche Instrumente und Ansätze geprägt sind. Sehr positiv hervorzuheben ist die Weiterentwicklung des Gender Mainstreamings zu einem Diversity Mainstreaming. Erst mit kommenden Erfahrungen in der Praxis wird es gelingen, Aussagen über eine zielführende Verzahnung der Prozesse zu machen.

Besonders anschaulich beschreibt der Praxisteil Maßnahmen zur Nachwuchsförderung (z.B. Beispielsammlung für MINT-Maßnahmen, Auflistung von Mentoring-Programmen an Hochschulen, Mehrwert von strukturierten Promotionsprogrammen oder Gastprofessuren). Das Kapitel zu Kooperationen schließt mit einer Übersicht, Kurzbeschreibungen und Links zu Datenbanken und Netzwerken. Stellenbesetzungs- und Berufungsverfahren werden ausführlich sowohl landesrechtlich als auch strategisch besprochen. Der Qualifikations- und Leistungsbegriff wird angemessen kritisch bewertet, zumal es sich hier um einen Kernprozess handelt, der stark durch Macht (um Wissen, Vorwissen und Nichtwissen) und Prestige gesteuert wird und wie kein anderer die

Arbeit der GleichstellungsakteurInnen prägt. Erstaunlich ist, dass das Handbuch das Thema geschlechter-, familien- und diversitygerechte Führung nicht aufgreift, obwohl das Gestaltungspotenzial der Führungskräfte bei den Rahmenbedingungen der Studierenden und des wissenschaftlichen Nachwuchses in der wissenschaftspolitischen Debatte der letzten Jahre verstärkt in den Fokus gerückt ist.

Aus Sicht der Akteurinnen einer 20-jährigen Gleichstellungsarbeit an der Universität Konstanz ist das Handbuch zur Gleichstellungspolitik an Hochschulen ein Standardwerk, sogar ein »must have« für die Community. Es ist ein umfassendes Nachschlagewerk für neue GleichstellungsakteurInnen, die sich einlesen oder die sich in einer konzeptionellen Phase ein umfassendes Bild über verschiedene Maßnahmen machen wollen. Zudem unterstützt es die Umsetzungsphase mit konkreten Schritt-für-Schritt-Anleitungen, Argumentationslinien, Evaluationskriterien und weiterführenden Verweisen. Dem Anspruch, die gleichstellungspolitischen Entwicklungen der letzten Jahre abzubilden und deren praktische Implikationen aufzubereiten, kommen die Autorinnen uneingeschränkt nach. Gleichwohl wäre in machen Kapiteln der Blick über die deutschen Grenzen hinaus wünschenswert gewesen, da die Gleichstellungsarbeit zunehmend von internationalen Gutachtern beurteilt wird.

Auch »alte Häsinnen« werden durch die Lektüre angeregt, ihre gleichstellungspolitische Praxis, ihr normatives Verständnis, und ggf. auch ihr Unbehagen gegenüber Intersektionalität und Diversity zu überdenken und sich zu fragen, wem ihre Gleichstellungsarbeit in der Praxis nützt und wen sie eventuell ausschließen. Zu danken ist den Autorinnen dafür, dass sie dazu anleiten, die eigene Rolle immer wieder zu reflektieren, um nicht nur die Geschlechterverhältnisse, sondern lang-

fristig auch die Ungleichheitsverhältnisse an den Hochschulen zu verändern.

*Marion Woelki, Tanja Edelhäuser*

Erna Appelt / Brigitte Aulenbacher / Angelika Wetterer (Hrsg.): **Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Forum Frauen- und Geschlechterforschung. Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie**, Band 37. Münster: Westfälisches Dampfboot 2013 (2. Aufl.), 268 S., € 27,90

Der Titel des von einer Politikwissenschaftlerin (Erna Appelt) und zwei Soziologinnen (Brigitte Aulenbacher, Angelika Wetterer) herausgegebenen Bandes ist ein *Statement*: »Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen«. Mit energischem Bezug auf den Zentralbegriff des Nachdenkens über Sozialität in der Moderne wird der Ort eines Allgemeinen reklamiert. Erst im zweiten Teil des Titels wird die spezifische Perspektive markiert, die im Zentrum steht: der *feministische* Blick auf Krisen, die wesentlich das Geschlechterverhältnis betreffen, hier aber als Teil eines gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs reflektiert werden, der in vielen Hinsichten in Bewegung ist.

Die Krisendiagnosen, die das Buch unter der Überschrift »Gesellschaft« präsentiert, beziehen sich auf unterschiedliche Phänomene: auf die ökologisch-sozialen Krisen gesellschaftlicher Naturverhältnisse und deren geschlechterpolitische Implikationen (Elvira Scheich, Vandana Shiva, Beate Littig), auf die verkehrten Verhältnisse von Lebenssorge und Ökonomie und damit verbundene Krisen sozialer Reproduktion (Cornelia Klinger, Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf), auf Veränderungen im gesellschaftlichen Tren-

nungsdispositiv von Öffentlichkeit und Privatheit, einem klassischen Feld feministischer Kritik und Politik (Max Preglau, Birgit Sauer, Ursul Birsl/Claudia Derichs), und *last but not least* auf den umkämpften Wandel von Normen und Ideologien im Bereich von Geschlecht und Sexualität, an denen ablesbar wird, dass sich auch feministische und queertheoretische Kritik selbst in einem durchaus krisenhaften Moment befinden (Ilse Lenz, Sabine Hark/Mike Laufenberg, Angelika Wetterer).

Der Band ist klar strukturiert und enthält substantielle Beiträge zu verschiedenen Facetten der jeweiligen Krisenphänomene. Die ersten drei Themenblöcke sind nach demselben Muster aufgebaut: ein grundlegender Text führt in das jeweilige Feld ein, ein zweiter Beitrag fokussiert stärker auf die Krisendiagnose und im dritten Aufsatz werden auf unterschiedliche Weise internationale Bezüge hergestellt. Durch diesen klaren Aufbau ergibt sich ein Bild, das Leser\_innen, die mit feministischer Theorie und Kritik nicht vertraut sind, Orientierung bietet, aber auch Expert\_innen der Geschlechterforschung informative Einblicke und Anstöße zum Weiterdenken zu geben vermag. In der Komposition der Texte werden auch Zusammenhänge *zwischen* den jeweiligen Problembereichen deutlich. So durchzieht der Bezug auf basale Strukturen gesellschaftlicher Reproduktion und deren kapitalistisch-androkratische Formierung sowohl die Themenblöcke zu ökologischen Krisen, zu Lebenssorge und Ökonomie als auch zu Öffentlichkeit und Privatheit, in den Max Preglau überzeugend einführt. Auch in den eher politikwissenschaftlichen Untersuchungen der Krisenproblematik, wie sie mit unterschiedlichen Akzentsetzungen im Blick auf *Citizenship* und Geschlechtergerechtigkeit vor allem Birgit Sauer und Ursula Birsl/Claudia Derichs vorlegen, finden

sich solche Querbezüge. Verwoben sind die Themenblöcke zudem durch den alle Bereiche durchziehenden Befund eines Widerspruchs zwischen gewissen Erfolgen feministischer Kritik auf einer rhetorisch-legitimierenden und normativen Ebene bei gleichzeitiger Reproduktion hierarchischer und herrschaftsförmiger Strukturen im Geschlechterverhältnis und entlang der Geschlechtsunterscheidung selbst. Diese manifestieren sich in intersektionalen Brechungen und unter den Bedingungen weltweiter Machtasymmetrien. Das Thema der nicht intendierten Wirkungen feministischer und queertheoretischer Kritik stellt eine Art *basso continuo* dar. In den Beiträgen von Ilse Lenz zum reaktiven Antifeminismus, der sich zunehmend lauter in die gegenwärtigen Konflikte um den Wandel der Geschlechterverhältnisse einmischt, von Angelika Wetterer zum »erfolgreichen Scheitern feministischer Kritik« und von Sabine Hark und Mike Laufenberg zu Paradoxien der Heteronormativitätskritik im Neoliberalismus werden solche Gegenläufigkeiten explizit zum Thema.

Mit ihrem sozialphilosophischen und sozialtopologisch-rekonstruktiv angelegten Text »Krise war immer«, der in den Problembereich »Lebenssorge und Ökonomie« einführt, erinnert Cornelia Klinger an die lange Geschichte der Exterritorialisierung, Partikularisierung und »Vermachtung« von »Lebenssorge« in der bürgerlich-patriarchalen und kapitalistischen Moderne. Auf dem Hintergrund ihres radikalen, d.h. an die Wurzeln gehenden, Exposés einer grundlegenden Unverträglichkeit in der Geschäftsgrundlage der modernen Gesellschaft tritt zum einen die Dramatik der gesellschaftlichen Verkehren von Zwecken in Mittel hervor. Zum anderen wird aber auch das anhaltende Beschweigen der Tatsache erkennbar, dass die Krise, von der aktuell so viel die Rede ist, nicht nur »immer war«, son-

dern dass sie auch bleiben wird, weil und solange die gesellschaftlichen Verhältnisse von Herrschaft und Ausbeutung und nicht von Wechselseitigkeit und Solidarität bestimmt sind. Brigitte Aulenbacher rekonstruiert Strukturzusammenhänge von Ökonomie und Sorgearbeit in einem eher gegenwartsdiagnostisch-sozialwissenschaftlichen Horizont. Sie untersucht die Krise nicht so sehr als eine, die »immer war«, sondern hebt vielmehr neuere Entwicklungen im Zusammenhang mit Postfordismus und expansivem Neoliberalismus hervor. Dabei kontrastiert sie feministische Krisendiagnosen mit Ansätzen der kapitalismustheoretischen Diskussion und beleuchtet deren jeweilige Scharfstellungen und Ausblendungen. Birgit Riegraf ergänzt und erweitert dieses Bild mit Schlaglichtern auf die Ökonomisierung des Sozialen und Entwicklungen der Fürsorge im internationalen Vergleich.

Der Themenblock »Gesellschaftliche Naturverhältnisse«, mit dem der Band eingeleitet wird, war für mich besonders informativ, unter anderem deshalb, weil auch für mich die ökologische Thematik zumindest in den Lektüren der vergangenen Jahre zu Unrecht etwas an den Rand gerückt war. Elvira Scheich konstatiert und kritisiert eine zunehmende Diskrepanz zwischen der gesellschaftlichen Brisanz ökologischer Krisen und ihren frauenpolitischen Implikationen, die auf internationalem Terrain in der Frauenbewegung ein zentrales Anliegen darstellen auf der einen, und deren vergleichsweiser Marginalität im deutschsprachigen feministischen (Theorie)Diskurs auf der anderen Seite. Scheich rekonstruiert ein Stück der Geschichte dieser Diskrepanz. Zum einen zeichnet sie nach, wie ökologische Interessenartikulationen in hochgradig disparitäre Macht- und Politikstrukturen eingelassen sind, zum anderen aber auch, wie folgenreich Veränderungen im feministischen Theoriediskurs gerade in Bezug

auf diese Problematik waren. Scheich betont dabei die Rolle des *linguistic turn*, sowie des Poststrukturalismus und dekonstruktiver Ansätze, unter deren Einfluß eine kritische Auflösung der Kategorie »Natur« stattgefunden habe, in deren Folge auch Umweltthemen der Reflexion entzogen worden seien. Aus einer korrespondierenden Perspektive nähert sich Beate Littig dem ökologischen Diskurs. Sie fragt nach geschlechterpolitischen Implikationen der Diskussion um Nachhaltigkeit bzw. *Green Economy*. Ihre Zwischenbilanz der Umsetzung der im Zuge der UN-Konferenz »Rio+20« formulierten Programmatik eines *Green New Deal*, der als Beitrag zur Lösung globaler Wirtschafts- und Umweltkrisen entworfen worden war, ist ambivalent und desillusionierend. Auch dieser Bereich blieb der Logik einer technologiebasierten, marktförmigen Bearbeitung ökologischer Probleme verhaftet; in der Geschlechterstruktur der *Green Jobs* setzt sich das alte, hierarchische Blau und Rosa fort, gleichzeitig haben geschlechterpolitische Interventionen insgesamt an Resonanz verloren.

Gerade in diesem so wichtigen und in sich informativen Themenblock hatte ich am deutlichsten den Eindruck, dass die von den Herausgeber\_innen getroffene Auswahl ergänzungsbedürftig sein könnte. Das hängt mit der Wiederveröffentlichung des 1989 zum ersten Mal publizierten Textes von Vandana Shiva (*Development, Ecology and Women*) zusammen. Er steht »für sich« wie ein ökofeministischer Klassiker, ein Denkmal, das an Zeiten erinnert, in denen Autorinnen sich nicht scheuten, von Unterentwicklung als dem »death of the feminine principle« zu sprechen und in Weiblichkeit ein transzendierendes Moment zu sehen, das die patriarchale »Kultur des Todes«, die Basis kapitalistischer Akkumulation, überwinden könne. Die Irritation durch Ungleichzeitigkeit mag von den Herausgeber\_innen

gewollt sein. In der Nachbarschaft zu Elvira Scheichs These, dass es die dekonstruktiven Ansätze waren, die dazu beigetragen hätten, ökologische Fragen an den Rand zu drängen, wird der Wiederabdruck von Shivas Text allerdings zu einer starken wissenschaftspolitischen Aussage. Ich habe mich gefragt, ob es im poststrukturalistischen oder dekonstruktiven Spektrum feministischer Theorie selbst keine Weiterentwicklungen in der kritischen Auseinandersetzung mit ökologischen Krisen oder mit der Thematik gesellschaftlicher Naturverhältnisse gibt, die man kontrastierend hätte einbeziehen können. Haben die *Science and Technology Studies* hier nichts beizutragen? Schweigt denn die posthumanistische feministische Theorie zu krisenhaften und katastrophischen Aspekten der »Naturkulturen« (Rossini) des 21. Jahrhunderts? Gehört die Frage der technowissenschaftlich und großindustriell betriebenen Praktiken der Grenzverschiebung zwischen Natur und

Kultur, Menschen, Dingen und Tieren nicht in diesen Themenbereich ökologischer Krisendiagnosen? Ich denke, dass Gegenwarts- und Krisendiagnosen, die eher aus diesem Theoriespektrum stammen, mehr Aufmerksamkeit verdienen bzw. in eine neue Konstellation des Widerstreits wie auch der Ergänzung zu Texten aus dem kapitalismuskritisch-strukturtheoretischen, vielleicht auch dem älteren ökofeministischen Spektrum feministischer Theorie zu bringen wären. Desungeachtet ist der hier zu besprechende Band verdienstvoll und lesenswert. Nicht zuletzt dank der klaren und aufschlussreichen Einleitung durch die Herausgeberinnen konturiert er zentrale Einsätze feministischer Kritik. Er tut dies in einer reflexiven Weise, die dazu einlädt, feministische Zugänge im Abgleich mit anders zentrierten Krisendiagnosen einzuschätzen.

Axeli Knapp